

„Die Freude am Herrn ist eure Stärke“

Schätze wahrnehmen – Veränderungen gestalten

Bericht zur Lage der Landeskirche am 28. Mai 2015 auf der 4. Tagung der XII. Synode der
Ev.-Luth. Landeskirche in Braunschweig auf dem Hessenkopf

Hohes Präsidium, liebe Synodale!

I.

Bei meiner Einführung im letzten Jahr habe ich über das Gleichnis vom Schatz im Acker gepredigt: „Das Himmelreich gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker.“ (Mt 13,44) Ich wollte uns damit an die Freude erinnern, die vom Evangelium ausgeht, an die befreienden und froh machenden Erfahrungen, die jede und jeder von uns damit verbindet, an die grundlegende Zusage, von der wir leben: Wir müssen nichts tun, um von Gott geliebt zu sein. Es ist uns bereits alles in Christus geschenkt. Das ist die erlösende Grundeinsicht des christlichen Glaubens. Mehr als darauf von Herzen zu vertrauen, braucht es zur Seligkeit nicht.

Ich möchte daran anknüpfen mit einem Vers aus dem Buch Nehemia: „Die Freude am Herrn ist eure Stärke“ (Neh 8,10). Dieser Satz ist mir wichtig. Denn wenn ich Gott um eines bitte, dann darum, dass wir auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens in diesen Jahren anstrengender Umbauprozesse in Kontakt mit der Freude bleiben, die aus den Quellen unseres Glaubens fließt. So vieles verändert sich: Gebäude, Arbeitsfelder, Personalstellen, Abläufe, Strukturen, Inhalte, Ziele, Prioritäten, berufliche Rollenanforderungen und die Ideale, die sich mit dem kirchlichen Leben verbinden, alles gerät auf einmal ins Rutschen und muss neu geordnet werden. Das ist eine Herausforderung, die Menschen fachlich und emotional an ihre Grenzen und darüber hinaus führt. Sicher braucht es dafür Sorgfalt und Expertise: eine solide Projektstruktur, angemessene Kommunikations- und Beteiligungswege, supervisorische Begleitung usw.

Aber vor allem braucht es eine gute geistliche Verwurzelung. Denn es gibt die Neigung in der Kirche, sich selbst abzuwerten. Wer in seiner Arbeit vornehmlich mit den Brüchen des Lebens zu tun hat, wer das Zerstörungs- und Selbstzerstörungspotenzial unserer Gesellschaft bearbeitet, neigt dazu, auch sich selbst eher negativ zu sehen und damit den Kakao auch noch zu trinken, durch den er gezogen wird. Dann aber drohen Zirkel gegenseitiger Abwertung zwischen kirchlichen Berufsgruppen, Ebenen und in Gremien, die fatal sind, weil wir zum einen die Inhalte, für die wir stehen, aus dem Blick verlieren und zum anderen notwendige organisatorische Veränderungen blockieren.

Von dieser Einsicht ausgehend möchte ich den Fokus meines Berichts heute thematisch überwiegend nach innen richten, nämlich auf die Stärken unserer Landeskirche, die ich wahrnehme und die Herausforderungen, die wir aus meiner Sicht bewältigen müssen.

Als Erstes will ich zur Sprache bringen, was mir bereits aufgefallen ist, als ich mich während der Bewerbungsphase intensiver mit der Braunschweigischen Landeskirche auseinanderzusetzen begann, und worüber ich noch jeden Tag wieder aufs Neue staune: Es sind die vielen Schätze, die sich in ihr finden lassen.

Das beginnt mit einem ungeheuer reichen historischen und kulturellen Erbe. Ich könnte stundenlang erzählen von dem, was ich davon im vergangenen Jahr gesehen habe: großartige mittelalterliche Kirchen und Klöster, 1000 Jahre alte Stoffe, 800 Jahre alte Wandmalereien und Wandbehänge, bedeutende Kreuze, Altäre, Kanzeln, Gemälde, Fenster, Kelche aus verschiedenen Epochen uvm., das meiste davon mindestens in ordentlichem, oft in hervorragendem Zustand.

Das Zweite, worüber ich mich jeden Tag immer wieder freue, sind das Engagement und die Kreativität, mit der hier gearbeitet wird. Ich nenne nur einige wenige Beispiele aus dem, was ich selbst im vergangenen Jahr erlebt habe: Akademie, Domsingschule, Prädikanten- und Lektorenarbeit, Kinderbibelausstellung, Stiftung Diakonie im Braunschweiger Land und Kreisstellenarbeit, Posaunenwerk, Pilgerwege, Atelier Sprache, ökumenische Partnerschaften, Gospelgottesdienste, Konzert- und Orgelreihen, das Magazin „Evangelische Perspektiven“, Altenheim-, Gefängnis- und Krankenhausseelsorge, Kirche am anderen Ort, Bikertreffen, Konfirmandenferienseminar, Landesjugendtreffen, Gemeindeguratorenausbildung, Paramentenwerkstatt, Religionslehrerfortbildung, Stiftung ökumenisches Lernen, Haus Daheim, Diakonie im westlichen Ringgebiet, ehrenamtliche Betreuung von Flüchtlingen, Marktkirchenbibliothek Goslar, und, und, und.

Liest man die Visitationsberichte der Kirchengemeinden, erschließt sich darüber hinaus ein beeindruckendes Maß an Vielfalt und Engagement vor Ort: interessante Projekte der Jugendarbeit, neue Modelle für die Nutzung von Kirchen, innovative Gemeindebriefformate, experimentelle Gottesdienstformen, spannende Angebote für Kinder oder für Senioren, neue Bemühungen um Sponsoring und Spendenmarketing, Ideen für die regionale Zusammenarbeit, gemeinwesenorientierte Bemühungen, uvm.

Zu meinem wertschätzenden Blick auf das kirchliche Leben gehören auch das Landeskirchenamt und die Verwaltungsstellen. Es gibt im kirchlichen Raum eine Kultur der Abwertung der Verwaltungsarbeit und des Kirchenrechts. Ich teile diese Haltung nicht. Das Verwaltungshandeln bildet für mich neben den Kirchengemeinden und den übergemeindlichen Diensten die dritte Säule kirchlicher Arbeit. Ohne die Stabilität und Verlässlichkeit, die davon ausgeht, wäre die Kreativität, von der ich eben berichtet habe, nicht möglich. Ich erlebe viele motivierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die trotz erheblichen Drucks aufgrund knapper Ressourcen gute Arbeit leisten. Viele von ihnen sind übrigens neben der Arbeit ehrenamtlich in ihrer Kirchengemeinde aktiv.

Drittens beeindruckt mich die Vielzahl der haupt-, neben- und ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. So viel Lust am Engagement, so viel Wille, Gutes zu tun, so viel Kreativität, das ist einfach toll zu sehen. Ich ziehe meinen Hut vor ihnen.

Der Erfolg dieser Arbeit auf den ganz unterschiedlichen Ebenen unserer Kirche zeigt sich in der Art und Weise, wie Kirchengemeinden, Propsteien und Landeskirche als Teil des öffentlichen Lebens wahrgenommen und geschätzt werden. Ich habe in Gesprächen mit Verantwortungsträgern aus den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen immer wieder gespürt, wie wichtig ihnen die Arbeit der Kirche ist, wie sehr sie ihre Kirchengemeinde schätzen, wie aufmerksam sie auf das hören, was wir zu sagen haben. Das zeigt mir, wie dicht wir mit unserer Arbeit an den Menschen dran sind und wie stark in ihrer Lebenswelt verankert.

Das alles gilt es wahrzunehmen, zu würdigen und dafür zu danken. Und das steht nicht nur aus rhetorischen Gründen an erster Stelle. Es ist eine geistliche Notwendigkeit, Gottes Wirken unter uns mit Freude und Dank wahrzunehmen. Sonst tun wir Gott unrecht. Und werden selbst zu unleidlichen Christenmenschen.

Natürlich gibt es auch eine andere Seite. Unsere Kirchengebäude sind eine wunderbare, aber teure Last, deren Unterhalt viel Zeit, Kraft und Geld verschlingt; manche Arbeitsfelder dümpeln vor sich hin; es gibt Streit in Kirchenvorständen und Mitarbeiterteams; in Kindertages-

stätten, Beratungsstellen oder allgemeinkirchlichen Diensten läuft nicht überall immer alles perfekt; in den Verwaltungsabläufen und in der Zusammenarbeit zwischen Landeskirchenamt und Verwaltungsstellen ließe sich manches verbessern, manche Ehrenamtliche bereiten mehr Last als Freude; in meinem Büro landet manche Beschwerde; im Kollegium müssen wir uns manchmal mit Verhaltensweisen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern auseinandersetzen, über die man nur den Kopf schütteln kann.

Es gibt Raum für Verbesserungen, für die konzeptionelle Neuausrichtung von Arbeitsfeldern, für die Überprüfung von Zielen und Prioritäten, für Supervision, Coaching, Fortbildungsinitiativen oder Organisationsentwicklungsprozesse. Im Blick auf die eigene Arbeit am Ball zu bleiben, sich beständig weiterzuentwickeln und dabei auch mittel- und langfristig zu denken, gehört für mich zu den grundlegenden Fähigkeiten, die ich von kirchlichen Mitarbeitenden und Leitungsgremien erwarte.

Aber durchgehende Qualitätsprobleme, wie sie das Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ von 2006 postuliert, sind nicht zu erkennen. Im Gegenteil: Ich könnte stundenlang schwärmen von den vielen Beispielen gelungener Praxis, die ich selbst erlebt habe oder von denen ich weiß.

II.

Deshalb schmerzt es mich um so mehr, dass wir die durchgehend solide Arbeit unserer Kirche nicht entsprechend pflegen können, indem wir sie mit den Ressourcen ausstatten, die sie verdient hätte. Wir sind im Gegenteil gezwungen, sie einzuschränken, weil unsere Einnahmen sinken. Zur Erinnerung: 1994 betrug das Kirchensteuernettoaufkommen unserer Landeskirche etwas über 80 Mio. €, 2014 waren es knapp 74 Mio. €. Das klingt nominell nicht dramatisch, bedeutet aber unter Berücksichtigung der Inflationsrate einen realen Rückgang unserer Finanzkraft um 31%.

Ein guter Teil der Verluste hängt mit der Absenkung des Spitzensteuersatzes in der Einkommensteuer seit Ende der 1990er Jahre zusammen. Hinzu kommen die Auswirkungen der Kirchenaustritte. 1970 hatte unsere Landeskirche rund 658.000 Mitglieder, 1990 502.000, 2013 364.000, für das Jahr 2030 rechnen wir mit etwa 250.000 Mitgliedern.

Diese Entwicklung wurde in den letzten zehn Jahren regelmäßig immer wieder dahin gehend interpretiert, dass die Kirche offenbar etwas falsch mache, sonst würden ihr ja nicht so viele Menschen den Rücken kehren. Mal behauptete man, Gemeinden würden nicht mitgliederori-

entiert genug arbeiten, mal beklagte man die Qualität von Gottesdiensten, Amtshandlungen und Veranstaltungen, mal kritisierte man eine wenig ausgeprägte Leitungskultur oder die föderale Struktur unserer Kirche, mal meinte man, mangelnde Motivation, fehlende Zielorientierung kirchlicher Mitarbeiter oder Pfarrherrlichkeit konstatieren zu müssen.

Was dabei geflissentlich übersehen wurde, war, dass die katholische Kirche mit ihrer anderen theologischen Schwerpunktsetzung, Leitungs-, Organisations- und Mitarbeiterstruktur in gleicher Weise von Austritten betroffen war, und nicht nur das: Viele Parteien, Gewerkschaften, Vereine und Verbände, Feuerwehren und Gemeindevertretungen haben dasselbe Problem. Darüber hinaus ist die abnehmende Bindungsfähigkeit von Organisationen kein rein deutsches Phänomen, sondern betrifft ohne Ausnahme alle modernen Industrienationen. Auch in den USA sinken entgegen der medialen Wahrnehmung und der geschickten Selbstinszenierung einzelner Gemeinden Gottesdienstbesuch und Mitgliedschaft in religiösen Gemeinschaften deutlich.

Die sinkenden Mitgliederzahlen zeigen also kein Qualitätsproblem an, sondern eine fundamentale gesellschaftliche Strukturveränderung. Unter den Bedingungen allgemeinen Wohlstands, guter sozialer und medizinischer Versorgung, eines hohen Bildungsstands und großer persönlicher Freiräume wollen oder können Menschen sich nicht mehr so fest institutionell binden wie früher, nicht einmal mehr privat, wie die sinkende Zahl von Eheschließungen zeigt.

Trotz der Einsicht in diese Zusammenhänge schmerzt uns jeder Kirchenaustritt, vor allem deshalb, weil er uns als geistliche Gemeinschaft schwächt. Denn religionssoziologische Untersuchungen zeigen, dass in den meisten Fällen nach einem Kirchenaustritt die Teilnahme am kirchlichen Leben unterbleibt und in der Folge auch christliche Überzeugungen allmählich verblassen.

Dabei zeigen die Mitgliedschaftsuntersuchungen der EKD: Konfessionslose sind überwiegend nicht atheistisch oder kirchenfeindlich eingestellt. Sie sind für Projekte und Initiativen ansprechbar, sie engagieren sich dort, wo ihre persönlichen Interessen unmittelbar betroffen sind, sie spenden bei Katastrophen, sie zahlen auch gerne für Dienstleistungen. Aber einen kontinuierlichen Beitrag für das Allgemeinwohl zu leisten, der ihnen nicht unmittelbar selbst zugutekommt, sondern anderen oder allen gemeinsam, die Mitarbeit und das Engagement für eine gute Sache über Jahre und Jahrzehnte, ist die Sache der meisten nicht.

Ein drittes Problem, vor dem wir stehen, stellt die zunehmende Überalterung unserer Gesellschaft dar. Aktuell trägt sie nur zu etwa 5% zu unseren Mitgliederverlusten bei, wird sich aber in den kommenden Jahrzehnten deutlich verschärfen.

III.

Wie sollen wir auf die veränderten politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und die sich daraus ergebende Finanzlage reagieren? Worauf müssen wir uns einstellen? Was können wir tun? Was steht in der kommenden Zeit an?

Die demografische Entwicklung müssen wir hinnehmen, und ob wir die Steuerpolitik der Bundesregierung beeinflussen können, wage ich zu bezweifeln. Was die Kirchengaustritte angeht, muss man sagen, dass jedenfalls alle bisher entwickelten Gemeindeaufbaukonzepte zwar dazu geführt haben, dass einzelne Gemeinden ihre Mitgliedszahlen steigern konnten. Das geschah aber überwiegend auf Kosten anderer Gemeinden. Gesamtkirchlich wirksame Effekte gingen davon nicht aus.

Hier müssen wir mittelfristig nach neuen Lösungswegen suchen. Religionssoziologen machen in diesem Zusammenhang auf die hohe Bedeutung der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien aufmerksam. Die Steuermoralforschung hat gezeigt, dass Bürger dann gerne Steuern zahlen, wenn sie ihre Verwendung transparent nachvollziehen und über den Steuerzweck mitbestimmen können. Insgesamt mögen wir durch die eine oder andere Maßnahme mit viel Aufwand das Schrumpfen unserer Kirche vielleicht verlangsamen. Ein Wachsen gegen den Trend halte ich indes für wenig realistisch.

Was auch immer das für die künftige Gestaltung unserer Arbeit heißen mag, kurzfristig führt kein Weg daran vorbei, dass wir trotz aktuell stabiler Finanzlage unsere Ausgaben in den kommenden Jahren und Jahrzehnten an sinkende Einnahmen werden anpassen müssen. Dabei muss man im Rückblick auf die vergangene Legislaturperiode sagen, dass bereits vieles geschafft ist. Das bedrohliche strukturelle Defizit gehört der Vergangenheit an, die Versorgung der Pfarrerinnen und Pfarrer im Ruhestand ist – so weit heute absehbar – gesichert. Die Landeskirche ist selbstständig geblieben und handlungsfähig. Der strukturelle Umbau der diakonischen Arbeit und der Abbau der damit verbundenen wirtschaftlichen Risiken sind weit fortgeschritten. Unsere Landeskirche ist in der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen ein anerkannter Partner. Hier meine ich, sind wir auf dem richtigen Weg. Vor allem die Kooperation auf Ebene der Konföderation gilt es, entschlossen weiterzuentwickeln.

Trotzdem ist es richtig, sich auf weiter sinkende Einnahmen einzustellen, Verfahren zu entwickeln, die es erlauben, Personalstellen transparent zu verteilen und Strukturen zu schaffen, die es Mitarbeitenden erlauben, unter diesen Bedingungen sinnvoll zu arbeiten. Wir werden noch ausführlich Zeit haben, im Rahmen der Debatte um die Struktur- und Stellenplanung über notwendige Veränderungen der Rahmenbedingungen kirchlichen Arbeitens ins Gespräch zu kommen. Lassen Sie mich an dieser Stelle nur so viel sagen: Ich verstehe durchaus den Frust, die Bedenken und Ängste, die sich damit verbinden. Es geht ja nicht um eine Verbesserung der Arbeit, sondern darum, intelligent zu schrumpfen. Ich glaube aber, die Zeit ist reif, die Organisationsstrukturen und die Zuteilung der Pfarrstellen im Sinne des der Synode vorliegenden Gesetzes neu zu regeln.

Gleichzeitig kann die Entscheidung für einen gesetzlichen Rahmen, so sie denn auf dieser Tagung fällt, nur der erste Schritt sein. Die Umsetzung der Synodenbeschlüsse ist ein eigener Prozess, der auf allen Ebenen viel Aufmerksamkeit, Begleitung und Unterstützung braucht, damit er gelingt. Darüber hinaus werden die Menschen Zeit benötigen, bis sie sich in den neuen Räumen eingelebt, die notwendigen Dinge geklärt, sich aufeinander abgestimmt und aneinander gewöhnt haben. Auch braucht es Fortbildung und Begleitung, damit Mitarbeitende sich in die mit den neuen Rahmenbedingungen verbundenen Rollenanforderungen einüben können. Darüber hinaus bedarf es der laufenden Auswertung, um nach einiger Zeit die gesetzlichen Regelungen zu überprüfen und ggfs. anzupassen.

Auch wenn uns das Thema der Gestaltungsräume im Moment sehr beschäftigt, es ist jetzt schon klar, dass dies nicht der letzte Veränderungsprozess sein wird. In den kommenden Jahren stehen eine Überprüfung der Verwaltungsabläufe und -strukturen und die Einführung der erweiterten Kameralistik an. Und irgendwann werden wir um eine Neuordnung der Aufgaben und Strukturen von Propsteien nicht herumkommen. Viele Landeskirchen sind hier schon wesentlich weiter. Dass wir in dieser Hinsicht zu den Nachzüglern gehören, hat aber auch sein Gutes. Auf diese Weise lernen wir von den Erfahrungen anderer.

Gleichzeitig müssen wir heute beginnen, uns auf ein neues Phänomen einzustellen. Es zeichnet sich ab, dass wir ab 2022 ohne zusätzliche Bemühungen aufgrund der gesunkenen Geburtenrate nicht mehr alle Pfarrstellen mit Personen werden besetzen können. Wir müssen Strategien für die Personalplanung und Personalentwicklung entwickeln, die diesem Problem etwas entgegensetzen. Das wiederum wird nicht gehen, ohne dass wir dafür Zeit, Kraft und Geld investieren. Im Blick auf die aktuelle Lage bereitet mir derzeit die hohe Zahl von Vakanzen in

Bad Gandersheim, im Südkreis von Helmstedt und im Harz Sorge. Wir überlegen im Landeskirchenamt, welche Möglichkeiten wir haben, dem etwas entgegenzusetzen, wissen aber nicht, ob wir das Problem werden kurzfristig lösen können.

IV.

Mein heutiger Bericht richtet den Fokus überwiegend nach innen, weil ich meine, das es das ist, was die Lage unserer Landeskirche im Moment kennzeichnet. Trotzdem möchte ich zum Schluss ein Thema ansprechen, das uns in den kommenden Jahren und Jahrzehnten intensiv beschäftigen wird, nämlich die Frage des Umgangs mit der zunehmenden Zahl von Bürgerkriegen in Afrika und im Nahen Osten und all den Problemen, die sich daraus ergeben, einschließlich der dadurch ausgelösten Flüchtlingsströme.

Sigmar Gabriel hat letzte Woche in seiner Rede bei der Verleihung des Gemeinsampreises im Dom in Braunschweig darauf hingewiesen, dass sich hier eine ganze Reihe komplizierter außenpolitischer und friedensethischer Fragen stellen, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Auch die leitenden Geistlichen der EKD vertreten etwa in der Frage von Waffenlieferungen unterschiedliche Positionen. Ein Urteil über die Sachlage ist schwierig, weil der Informationsfluss in der Regel stark von den Interessen einer oder mehrerer Konfliktparteien gesteuert wird oder auf der Arbeit von Geheimdiensten aufbaut. So wird für die Öffentlichkeit nicht verständlich, auf welcher Grundlage politische Entscheidungen fallen.

Was in einer solchen Situation dem Frieden dient und was nicht, ist nicht leicht zu entscheiden. Auf jeden Fall sind hier primär die UN und die Staaten der betroffenen Regionen gefordert. Ich wünsche mir, dass Deutschland bei seiner restriktiven Waffenexportpolitik bleibt, seinen Schwerpunkt bei der humanitären Hilfe für Flüchtlinge setzt und sich bei der Entwicklung von Lösungsstrategien für die Stabilisierung der politischen Situation über die aktuelle Situation hinaus und für den Neubau nach Ende der Konflikte engagiert.

Die wichtigste Aufgabe der Kirche ist in diesem Zusammenhang die Hilfe für die Menschen in den Flüchtlingslagern in der Türkei, im Irak, im Libanon und in Jordanien. Die Diakonie leistet hier zusammen mit Partnerorganisationen vor Ort wirksame Hilfe. Bitte unterstützen Sie diese Arbeit durch eine Spende (<http://www.diakonie-katastrophenhilfe.de>). Schon mit wenig Geld können Sie wirksam helfen. Und so sehr mich nicht nur die Verfolgung von Chri-

stinnen und Christen, sondern jede Form von Diskriminierung aus religiösen Gründen bedrückt, ist es doch primär unsere Aufgabe, den Menschen dort ohne Ansehen der Person gerecht zu werden.

Eine zweite Herausforderung stellt in diesem Zusammenhang die Hilfe für Menschen dar, die zu uns als Flüchtlinge nach Deutschland kommen. Ich bin froh und dankbar, dass sich das Diakonische Werk in Niedersachsen, die Stiftung Diakonie im Braunschweiger Land und viele Kirchengemeinden der Menschen annehmen, die – oft genug schwer traumatisiert – in unserer Region landen. Ich hatte Anfang Mai die Gelegenheit, an einem Fachtag für Flüchtlingshilfe im Theologischen Zentrum teilzunehmen, zu dem die Landeskirche, die Stiftung Diakonie, die Evangelische Erwachsenenbildung und der Verein Refugium eingeladen hatten, um Ehrenamtlichen die Gelegenheit für Information und Austausch zu geben. Die rege Beteiligung zeigt, wie wichtig das Thema ist, aber auch, wie viel Bereitschaft zur Hilfe es gibt. Ich begrüße das sehr.

Drittens müssen wir uns als Kirche an der Diskussion um den Umgang mit den Flüchtlingen beteiligen, die über das Mittelmeer nach Europa kommen. Dass es erst 800 toter Menschen bedurfte, damit die EU die Operation „Triton“ mit dem gleichen Budget für Rettungseinsätze ausstattet wie die Vorgänger-Operation „Mare Nostrum“, ist ein Skandal. Ich bin froh, dass der Vorsitzende der Kammer der EKD für Migration und Integration, Kirchenpräsident Volker Jung aus der Evangelische Kirche von Hessen-Nassau, hier deutliche Worte gefunden hat. Auf einer Tagung des Lutherischen Weltbundes in Trondheim vor zwei Wochen haben wir als Bischöfe mit Haupt- und Ehrenamtlichen in kirchenleitender Verantwortung aus den lutherischen Kirchen in Europa die EU-Staaten in einer Resolution aufgefordert, die Seenotrettung im Mittelmeer auszubauen, mehr Flüchtlinge aufzunehmen und sie gerechter als bisher in Europa zu verteilen. Ich rege an, diese Resolution als Landessynode zu unterstützen.

V.

Ich komme zum Schluss. „Die Freude am Herrn ist eure Stärke.“ Diesen Satz aus dem Buch Nehemia rufe ich Ihnen heute zu. Ich will uns damit an die Freude erinnern, die wir aus dem Evangelium schöpfen und Sie ermuntern, sich daran festzumachen.

Ich möchte damit nicht suggerieren, die anstehenden Veränderungen müssten Freude bereiten. Ich weiß als selbst von Regionalisierungsprozessen betroffener Gemeindepastor, als Berater in Fusionsverhandlungen und als wissenschaftlicher Beobachter des nordelbischen Re-

formprozesses, wie anstrengend, langwierig und frustrierend der Rückbau und Umbau der kirchlichen Arbeit sein kann. Wir müssen Abschied nehmen von gewohnten Strukturen, Abläufen, beruflichen Rollenbeschreibungen und Idealen von einem guten kirchlichen Leben, ohne dass schon genau klar ist, was am Ende dabei herauskommt und wie sich die Zukunft darstellen wird. Ich will damit auch nicht andeuten, dass wir uns dauernd feiernd in den Armen liegen sollten. Auseinandersetzungen und Konflikte um den richtigen Weg sind Teil von Veränderungsprozessen.

Aber wenn Wanderer im Nebel eine lange Hängebrücke über einen reißenden Fluss betreten, das eine Ufer aus dem Blick gerät, das andere noch nicht zu sehen ist und die Brücke dann zu schwanken beginnt, kommt es auf eine Sache an: sich mit all seiner Kraft am Geländer festzuhalten. Erst dann kann man inmitten von Verunsicherung und Panik Schritt für Schritt vorwärts gehen. In diesem Sinne glaube ich, werden wir die Herausforderungen, vor denen wir stehen, nur angemessen bewältigen können, wenn wir ihnen innerlich etwas entgegensetzen. Nur so kann es uns gelingen, aus dem, was uns das Leben derzeit an Aufgaben zumutet, das Beste zu machen, die eigenen Stärken nicht zu vergessen und dabei nicht nur auf uns selbst zu schauen, sondern zugleich auf die Menschen, die unsere Hilfe brauchen.

Wolfenbüttel, Pfingsten 2015

Landesbischof Dr. Christoph Meyns